

Göthe als Geistesbefreier

Autor(en): **Markus, S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **1 (1908)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Freidenker

Organ der Freidenker der deutschen Schweiz.

Herausgegeben vom
Deutsch-Schweizer. Freidenkerbund
Geschäftsstelle: Zürich V, Seefeldstr. 111.

I. Jahrgang — No. 11.
1. November 1908

Erscheint monatlich. Einzelnummer 10 Cts.
Abonnement: Schweiz Fr. 1.20, Ausland Fr. 1.50 pro Jahr.
Inserate: 6 mal geteilte Nonparatzeile 10 Cts, Wiederholungen Rabatt.

Zur gest. Beachtung.

Auf Grund des Beschlusses der letzten Delegiertenversammlung des Deutsch-Schweizer. Freidenker-Bundes wird die Geschäftsstelle ein eigenes Heim beziehen und sind vom 1. November 1908 an alle Korrespondenzen, Geldsendungen usw. nur mehr

Zürich V, Seefeldstrasse 111, 2. Et.

zu adressieren.

Geschäftsstelle d. D. S. F. B.
u. Verlag des Freidenker.

Gefinnungsfreunde allerorts!

Die für die Agitation so ungünstigen Monate liegen hinter uns und es gilt nun während des bevorstehenden Winters das denkbar-möglichste der Agitationsarbeit zu leisten! Trotz der ungünstigen Zeit des Sommers ist es uns gelungen, unsere Organisation wesentlich auszubauen, die Zahl der zu Beginn des Frühjahrs bestehenden Vereine hat sich verdoppelt, so daß heute über ein Duzend lebensfähiger Organisationen den energischen Kampf für Geistesfreiheit und Volksaufklärung aufgenommen haben. In diesem Augenblicke richten wir an alle Gefinnungsfreunde die dringende Bitte, daß jeder uns nach Kräften in unserer großen Aufgabe unterstützt. Vor allem gilt es die Werbetrömmel im Bekanntheitskreis zu rühren, um neue Mitglieder für unsere Vereine, neue Bundesmitglieder und insbesondere Abonnenten für unser Bundesorgan den „Freidenker“ zu gewinnen, was mit Rücksicht auf den minimalen Jahresabonnementsbetrag von nur Fr. 1.20 leicht zu erreichen ist.

Unsere bisherigen Abonnenten aber bitten wir, tüchtige Mitkämpfer für unsere Ideale zu werden, indem sie die Mitgliedschaft in einem unserer Verbandsvereine erwerben oder sich als Einzelmitglieder dem Bunde anschließen (Widertjahresbeitrag 4 Fr., Anmeldeformular S. 3 d. Blattes.)

In erster Linie aber bitten wir unsere Agitationsfond zu berücksichtigen. Man denke an die ungeheuren Mittel, die unsere vereinigten Gegner ihr eigen nennen, so wird sich für jeden die Notwendigkeit ergeben, daß auch unsere Kriegskasse gefüllt sein muß, wenn wir erfolgreich weiter arbeiten wollen. Nur geringe Opferwilligkeit bei unsern Mitgliedern wird uns den nötigen materiellen Rückhalt geben. Jede Neugründung einer Sektion ist mit hohen Auslagen verknüpft und der Mangel an Geldmitteln darf uns in unserer Agitation nicht lähmen.

Unsere Bundesmitglieder können uns dadurch wesentlich unterstützen, daß sie die Bundesbeiträge pro 1909 im voraus entrichten, soweit sie dazu in der Lage sind.

Schon heute kann sich unsere junge deutsche Organisation in der Schweiz neben den bereits seit Jahren bestehenden italienischen und französischen Bruderorganisationen sehen lassen, und wenn wie bisher weiter gearbeitet wird, wird unsere Organisation in Kürze ein wertvoller Faktor für das ganze kulturelle Leben des Schweizerlandes werden.

Deutsch-Schweiz. Freidenkerbund.

Goethe als Geistesbefreier.

Von Dr. S. Markus, Zürich.

Die letzte Nummer der jeweilen am 15. eines Monats herauskommenden „Monatsrundschau für wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Gesellschafts-Reform: „Menschheitsziele“ die in ihrer vornehmen Ausstattung sowohl wie in ihrer inhaltlichen Gediegenheit gleich empfehlenswert sind, enthält an erster Stelle eine ausführliche Arbeit mit obiger Ueberschrift aus der Feder des in Zürich wohnenden Schriftstellers Adolf Zern-

* Bei Otto Wigand in Leipzig. Herausgeber: Dr. G. Mollenaar, Nürnberg.

tenberg, dessen Ausführungen für jeden Goethefreund und Freund geistiger Freiheit und Unabhängigkeit von höchstem Interesse sind. Der Verfasser fühlt sich gedrungen, den wiederholten Verjungen der katholischen Kirche, Goethe womöglich zu ihrem Vorkämpfer zu stempeln, entgegenzutreten, und er tut dies, indem er durch die Zusammenstellung fleißig gesammelter Goethe'scher Zitate und Aussprüche ein Bild zu entwerfen versucht von dessen Verhältnis zur Kirche im Speziellen und zur Religion im Allgemeinen. Das dabei zutage geförderte Material ist umso interessanter, als es in seiner Gesamtheit einen schlagenden Beweis für das Nichtchristentum Goethes liefert, der an Deutlichkeit und absoluter Gültigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Wohl finden sich in den Werken des Dichters hie und da Stellen, die ein kluger Geistlicher für seine Tendenzen nicht nur ausbeuten, sondern selbst ins Feld führen könnte. Man denke an die katholisierende Wendung am Schlusse der „Wahlverwandtschaften“, an die dichterische Verwertung des katholischen Heiligentums in „Faust“! Doch sind solche Momente einzig und allein auf das Konto des Goethe'schen Objektivismus zu setzen, während sie das persönliche Gefühl des Dichters höhnisch verdammt:

„Ach heidnisch? — Nun, ich habe doch Gretchen hinrichten und Dittlins verhungern lassen. Ist das den Leuten nicht christlich genug? Was wollen sie noch Christlicheres?“

Eine blutige Satyre liegt in diesen Worten, eine Satyre, deren Ausdruck dem eignen Herzen weh tun muß. Goethe war durch schlimme Erfahrungen zu ihr gekommen. Auf seinen Reisen in Italien hatte er die düstern Schattenseiten der katholischen Kirche kennen und lassen gelernt. Dort sah er ein, daß von der Reinheit und Einfachheit des in der Apostelgeschichte dargestellten Urchristentums so gut wie nichts mehr vorhanden war, daß nun ein „unförmliches, barockes Seidentum auf jenen gemüthlichen Anfängen lastet“. Sein „protestantischer Diogenismus“ machte ihn Papst und Messe verachten, als er den ersteren „wie ein gemeiner Pfaffe sich gebend und murrend“ erblickte, und in der letztern sah er nichts als eine „Farce“, für deren „Sofusopus“ er sich „verdorben“ hielt.

In allem und jedem aber erkannte er den Geist des Geistes und des Gelbmachens. Er sah, wie die heiligen Zeremonien dazu benutzt wurden, um die Bestigter des Klerus zu stillen, und er verdamnte das Land, „wo man für lauter Kreuz und Christ, ihn eben und sein Kreuz vergißt.“

„Wie sie klingen die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre wie getrunn so heut“

rief er aus, höhnte: „Laßt euch nur von Pfaffen fagen, was die Kreuzigung eingetragen“, und rigte den „Worteil“, den „die Pfaffen aus diesem jammervollsten aller Ereignissen zu ziehen gewohnt haben.“

„Die Kirche hat einen guten Magen, Sat ganze Länder aufgefressen, Und doch noch nie sich übergeben: Die Kirch' allein, meine lieben Frauen, kann ungerechtes Gut verdauen.“

klagt er im „Faust“.

Wo aber die geistlichen Interessen in der Erlangung von Besitz gipfelten, da konnte für die Religion nichts Gutes herauskommen. Denn nur eine abergläubische und „bornierte Masse“ würde sich von ihr ausbeuten lassen, und dieser Umstand im Verein mit der Herrschsucht des Klerus mußte zu einer Bildungsfeindschaft führen, die für Kirche und Menschheit gleich verderblich war.

Gerade der Umstand, meint Goethe, daß die Kirche „herrschen“ will, hat in ihren Sagenen so „gar viel Dummes“ entfehen lassen. Damit der „bornierten Masse“ aber auch jeder Gedanke an Widerstand und Selbständigkeit genommen sei, hat ihr „die hohe, reich dotierte Geistlichkeit“, die „nichts mehr fürchtet, als die Aufklärung der Massen“, auch „die Bibel vorenthalten“.

„Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reich dotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armut und Zurückigkeit Christi steht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuß ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbrauf.“

Zu dieser Kompenkaltung jedoch braucht es Geld, und das führt zu der bereits geschilderten Geldgier der katholischen Kirche, vor deren Ränksucht Goethe dringend

warnet: „So, fangt mit Rom nur einmal an: da seid ihr angeführt“;

Denn Rom will alles nehmen, geben nichts; Und kommt man hin, um etwas zu erhalten, Erhält man nichts, man bringe denn was hin, Und glücklich, wenn man da noch was erhält“.

Mit Verachtung und Grimm wendet sich Goethe von solchen Zuständen ab. Der katholische Glaube ist ihm ein „Mischmaß von Irrtum und Gewalt“, dessen Annahme er als „Untergang“, als ein „Ersticken“ brandmarkt. Dem entsprechend kehrt er der „Barbarei des Mittelalters“ verachtungsvoll den Rücken, um in den hohen Sphären des klassischen Altertums Reinigung und Wahrheit zu finden. Goethe wird Freidenker, der das „rohe, geschmacklose, geistesverderbliche Fraßgewesen“ der katholischen Religion von sich löst, befennend:

„Vieles kann ich ertragen, die meisten beschwerlichen Dinge
Duld ich mit ruhigem Mut, wie ein Gott mir gebot.
Wen'ge sind mir wie Gift und Schlange zuwider,
Viere: Rauch des Tabaks, Wangen und Knoblauch und —“

Damit hat Goethe jede Religion abgetan — auch den Protestantismus. Wohl verherrlicht er in verschiedenen Werken die Tat Luthers und die Erlösung durch dessen Reformation, indem er schreibt:

„Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihm vom Papst und Türkenhron
Befehle haß verdrängen.
Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht
Der Prediger steht zur Wache
Und daß der Erbfeind nichts erreicht
Ist aller Deutschen Sache.
Auch ich soll gottgegeben Kraft
Nicht ungenutzt verlieren
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestieren.“

Wohl führt er aus: „Wir wissen garnicht, was wir Luther und der Reformation im allgemeinen zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind insolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzuehren und das Christentum „in seiner Reinheit zu fassen.“

Ein Protestant war er nicht. Die angeführten Zitate dienen ihm lediglich dazu, gegen die geistige Gewalttherrschaft der katholischen Kirche aufzutreten, während ihm auch der protestantische Glaube zu wenig Wahrheit aus dem Zeugnis „der fünf Sinne“ und zuviel „ausfchließliche Intoleranz“ bot, als daß sich sein freier Künstler und Forschergeist darin in seiner ganzen Weite hätte betätigen können. — Sollte schon der Knabe den „Heilswahrheiten“ der Kirche mißtraut und die einmal geäußerte Behauptung, „jeder Mensch müsse doch im Grunde seine eigene Religion haben“, eng in sein Herz geschlossen, so empfand es der von herrenhuterischen Ideen bewegte Mann schon beizeiten als notwendig, sich von der herrenhuterischen Brüdergemeinde sowohl wie von den „andern werten Christenheelen“ loszusagen.

Was an sein Lebensende ist Goethe Freigeist geblieben. Das zeigt seine Abneigung gegen jeden Versuch der Kirche, auf deren „Geils- und Gnabenmittel“ er verzichtete, um auch ohne ihren „Troßspruch“ — als „Verstotter“ — aus dem Leben zu scheiden.

„Vor der christlichen Religion“, berichtet Keßner über den Wehlerer Goethe, „hat er Hochachtung, nicht aber vor der Gestalt, wie sie unsere Theologen darstellen. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.“

So bleibt Goethe auch der Taufe von Schiller's Söhnen fern, indem er erklärt, daß ihn „diese Zeremonien gar zu sehr verstimmen“. Und so weist er auch jeden Versuch, seine Gefinnung zu ändern, mit Entschiedenheit und oft auch mit Satyre zurück.

„Wenn nur die ganze Lehre von Christo nicht so ein Scheinding wäre, das mich als Mensch, als eingeschränktes, bedürftiges Ding rasend macht, so wäre mir auch das Objekt lieb“, schreibt er 1775 an Herber, als dieser ihm seine Erläuterungen zum neuen Testament übersendet, und noch in seinem hohen Alter höhnt er, als man an ihn Befehrungs-Zumutungen zu stellen wagt:

„Ich habe als sechsundzwanzigjähriger Knabe ein dithyrambisches Gedicht geschrieben, was sogar gedruckt, oder nicht bekannt geworden, und das erst in diesen Tagen mir wieder in die Hände kommt. Das Gedicht ist voll orthodoxer Borniertheit und wird mir als herrlicher Wahnsinn in den Himmel dienen.“

Am entschiedensten aber sprach sich Goethe in seinen Briefen an den befehrungsfähigen und wundergläubigen Rabater aus, der ihn mit lästigen Andringlichkeiten seinen Glauben zurückzugewinnen versuchte.

„Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst!“ schreibt er in einem seiner ersten Briefe an den Zürcher Freund. „Wozu die? Brauch ich Zeugnis, daß ich bin? Zeugnis, daß ich fühle? Nur so schäblich, lieb, bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir das Gefühl haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, mögen es Pfaffen oder Suren gemammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestellt haben.“

Und als das Rabater nicht genügen wollte und er Göthe von seinem ungestillten Christi-Durst ergaßte, da teilte ihm der Dichter mit, dieser habe ihn „geamert“. „Du bist überlader, als wir Heiden“, schrieb er ihm, „uns erscheinen doch in der Not unsere Götter“. Auch er sei „aus der Wahrheit, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne“. „Da du deinen Glauben und Lehre wiederholt predigst, finde ich es nötig, dir auch den unsrigen als einen ehernen Bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern kannst.“

Ueber diesen Glauben liefert Teutenberg folgende Angaben:

„Es sträubt sich dieser Glaube dagegen, die Persönlichkeit Christi, die er mit klaren Augen betrachtend in den Strom der menschlichen Entwicklung stellt, als das Unverfälschte der Menschheit, als das Eins und Alles religiöser und sonstiger Kultur, als „aller Menschen Geburt und Grab, U und D und Heil und Seligkeit“ zu lobpreisen. Göethe kann es „nicht anders als ungerecht und einen Raub“ nennen, der sich für die gute Sache nicht zierne, daß Rabater „alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel“ (gemeint sind die großen Geistesprodukte der übrigen hervorragenden Männer) ihnen, „als wären sie ururpirt“, ausraube, um seinen „Paradiesvogel“ (gemeint ist Christus), „ausschließlich damit zu schmücken“: diese christlich-orthodoxe Beschränkung muß Göthe „notwendig verdrücklich und unleidlich scheinen“, da er sich „einer jeden, durch Menschen und den Menschen offenbaren Wahrheit“, als „Schüler“ hingibt, d. h. da er die christliche „Offenbarung“ in eine Reihe stellt mit den übrigen Offenbarungen des menschlichen Geistes.“

In diesem Sinne schreibt Goethe an Rabater: „Du findest nichts schöner als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter aller und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Du hältst das Evangelium, wie es steht, für göttliche Wahrheit; mich würde eine vernünftige Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt, daß Feuer löschet, daß ein Weib ohne Mann gebiert, daß ein Toter aufersteht, vielmehr halte ich dies für Lästerung gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur.“

Darum haßt er die „veralteten barbarischen Terminiologien“ der Bibel mit ihren „albernsten Märchen mit Anbetung“ und bekommt „die Geschichte des guten Zelu so satt“, daß er sie „von keinem als allenfalls von ihm selbst hören“ möchte. Von nun an bezieht er sich mit Vorliebe als „bedürftiger Nichtchristen“, als „letzten Heiden“, der es für „Prätension, Eitelkeit und theologische Taschenspielererei“ hält, daß man ihn das Märchen von Christus“ oder die „hohle Kindergehirnempfindung“ eines persönlichen Gottes glauben machen will.

„Das Märchen von Christus“, erklärt er, „ist Ursache, daß die Welt noch zehntausend Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstande kommt, weil es eben so viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu verteidigen, als es zu befreien.“

Und da wollen katholische Geistliche Goethe als Mitkämpfer ins Feld führen, wollen es, obwohl der große Weimarer Meister selbst fest davon überzeugt war, daß „sein Zeugnis in der christlichen Kirche gar wenig bedeuten“ könne! — —

Kein neuer Kultus!

Dr. Leo Kullmann, Karlsruhe.

Sermann Hesse stellt im Augustheft den Satz auf, daß der Menschenseele die unentbehrliche und köstlichste Nahrung zuseht aus dem Quell religiöser Betätigung. Wer die Menschenseele genauer kenne, müsse das zugeben. Ich kenne nur eine „Menschenseele“ genauer. Das ist meine eigene. Und diese Seele bedarf durchaus keiner „religiösen Betätigung“. Zerstreut muß ich eingestehen, daß ich „so zynisch, so blasiert oder so unflug“ bin, um die Notwendigkeit religiöser Betätigung nicht einzusehen. Da ich mich ferner für ziemlich normal halte, so schreibe ich vor einer Verallgemeinerung dieses durch Reflexion gewonnenen Ergebnisses nicht zurück und behaupte festlich, daß der moderne Kulturmenschen — wohlverstanden, zum Unterschied von dem Menschen der Gegenwart — ähnliche Bedürfnisse nicht hat. Hesse scheint das auch zu befrachten, wenn er seine Betrachtungen über den neuen Kultus mit der War-

nung einleitet, der Monismus solle sich nicht nur des Verstandes der geistigen oberen Zehntausend bemächtigen. „Nicht nur“ — einverstanden. Wohl aber: zunächst. Die anderen kommen dann von selbst. Sämtliche Monisten, mit denen ich bisher über die Frage sprach, waren meiner Meinung und mehrere sehr eifrige Genüßgenossen konnte ich nur deshalb nicht für unseren Bund gewinnen, weil sie den Monismus für eine neue Religion hielten. Einer erklärte drastisch: Ich brauche keine Anbächten. Ich bin fest überzeugt, daß es keine größere Gefahr für unsere Bewegung geben könnte, als wenn die von Hesse vertretene Strömung die Herrschaft gewinnen würde. Und zwar aus zwei Gründen. Zunächst würden wir das radikale Element, dessen wir so dringend bedürfen, verschleudern. Mit den schönsten Redensarten könnte man die wohlbegründete Furcht vor einem „Mißfall in kirchlichen und priesterlichen Zwang“ und vor dem Gespenst einer monistischen Kirche nicht bannen. Der zweite noch wichtigere Grund ist folgender: Unser Kampfplatz ist der menschliche Verstand. Wenn sich die positiven Konfessionen auf dieses Gebiet mit uns wagen, so müssen sie unterliegen. Ihre Dogmen werden durch die Forderung widerlegt. Ganz anders aber muß die Entscheidung ausfallen, wenn der Kampf sich dreht um das sogenannte „Gemüt“. Welche enormen Machtmittel, sich des menschlichen Gemüts zu bemächtigen, stehen der Kirche zu Gebote, und was können wir demgegenüber bieten? Die stärkste Fessel des menschlichen Gemüts sind die Eindriete seiner Kindheit. Die Gewohnheit ist seine Axt. Welche unwiderstehliche Gewalt übt der Klang der Orgelglocken auf den ungläubigen Faust aus, indem er den frommen Wahn der Kindheit zurückzaubert! Wenn alle Gründe des Verstandes versagen, dann hat die Kirche immer noch die zugkräftige Behauptung: das menschliche Gemüt braucht mich. Man sieht, welch gefährliches Zugeständnis Hesse ihr macht. Leider enthält uns Hesse seine Begriffsbestimmung von Religion und religiöser Betätigung vor. Er sagt uns zwar, wo sich die religiöse Betätigung vollziehen soll, nämlich in lichtdurchfluteten Säulentempeln. Worin sie aber bestehen soll, darüber schweigt er. Es soll doch wohl irgend etwas angebetet werden. Anders kann ich mir wenigstens derartige Andachtsveranstaltungen nicht denken. Aber was denn? Die Sonne, das Meer? Offenbar sind denn nicht nach monistischer Weltanschauung in der Natur nur zwecklos waltende Naturgesetze? Was gibt es denn da anzubeten? Ist uns denn die Welt immer noch nicht entgöttert? Ich behaupte ganz ernstlich: Von einem solchen Kult bis zur Personifizierung der Naturgewalten, bis zum heidnischen Götzendienst ist nicht einmal mehr ein Schritt. Das ist kein Dualismus mehr, das ist Pluralismus. Wo würde unser Monismus hingeraten? Würde uns denn nicht die Kirche ganz mit Recht entgegenhalten, daß der monothetische Kult immer noch himmelhoch über derartigen Andachtsübungen steht?

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ich Hesse mißverstanden habe. Aber dann ist er selbst schuld daran. Er soll uns deutlich sagen, was er unter religiöser Betätigung versteht. Er sagt uns vielleicht: Es soll gar nichts angebetet werden. Es soll nur durch Musik, Dichtung und bildende Kunst auf das Gemüt eingewirkt werden. Schön. Aber dann fort mit dem irreligiösen Wort „Religion“! Warum das Kind nicht mit dem rechten Namen nennen. Hesse sagt uns vielleicht: Was ich „Predigten“ nenne, sind nur monistische Vorträge. Gut. Was hat es denn für einen Zweck, sie Predigten zu nennen. Die Verwendung solcher Worte bringt uns in den Verdacht der Prophetenfängerei. Die Worte werden unsern Gegnern als Mittelgelen gelten, fromme Gemüter zu uns herüberzuziehen. Wir können aber keine Mitläufer brauchen, sondern nur überzeugte Anhänger.

Wie dem auch sei, es ist dringend nötig, daß uns Hesse seine Ziele ausführlicher schildert, damit eine gründliche Verständigung möglich ist. Und eine solche ist dringend notwendig, denn es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß Hesse mit seinen Vorschlägen nicht allein dastehet, sondern bereits eine Strömung innerhalb unserer Bewegung vertritt.

Vier Grundartikel einer wissenschaftlichen Weltanschauung.

Im zweiten Oktoberheft der Frankfurter Halbmonatsschrift das „Freie Wort“ formuliert ein Mitarbeiter des Blattes unter dem Pseudonym H i l o s o p h u s die nachstehenden vier Leitsätze. In der Einleitung hebt der Verfasser die Wichtigkeit der Aufstellung eines kurz gefaßten Programms hervor, ist sich aber selbst bewußt, daß es sich bei den nachfolgenden Sätzen nur um einen Erstlingsversuch handelt, der noch verbesserungsfähig ist. Wir bringen diese Sätze hieher zur Kenntnis unserer Leser. Ob der vierte Artikel, der den Staat und sein Verhältnis zur Kirche behandelt, notwendig den übrigen drei Artikeln, die vollständig unpolitisch sind, angefügt werden mußte, mag dahingestellt bleiben. Staat ist ein sehr verächtliches und bewerteter politischer Begriff, und wenn es sich um ein grundlegendes Programm für die Weltanschauung handelt, so ist es unnötig, diesen Begriff in diese Grundsätze hineinzuziehen, da doch viele, die voll und ganz auf dem Boden der modernen Weltanschauung stehen, trotzdem in ihrer persönlichen Ansicht von dem landläufigen Staatsbegriff abweichen. Die Artikel lauten:

1. Alles Sein und Geschehen verläuft nach den ewigen, ehernen, großen Gesetzen, nach denen wir alle unfrei Daseins Kreise vollenden müssen. Es gibt im Kreise des Geschehens keine Wunder und Willkürhandlungen, kein providentielles (überirdisches) Eingreifen in die geschlossene Kausalkette (Ursachenkette) des Weltgeschehens, vollends keine Möglichkeit, die weltleitenden Mächte durch Gunstbe-

werbung zu bestimmen. Eine ursprüngliche, gewollte Zweckmäßigkeit ist nicht erweisbar. Niemand für das All kann nur in dem Sinne empfunden werden, daß sich in ihm ein gewaltiges Spiel von Kräften nicht in wilder Regellosgkeit, sondern so vollzieht, daß es in Gesetzen formuliert werden kann. Nicht aber in dem Sinne ist solche Pietät möglich, daß im Weltgeschehen irgendeine Rücksichtnahme auf das Wohlsein des Menschen zum Ausdruck käme. Für die Schaffung seines Wohlseins ist der Mensch ganz auf sich selbst angewiesen.

2. Der Mensch, als dem animalischen (tierischen) Naturboden entstehend, ist auch hinsichtlich der Dauer seiner Existenz den gleichen Gesetzen unterworfen, die alle Organismen beherrschen. Die Erde ist seine einzige Heimat; es gibt kein Leben nach dem Tode, kein Jenseits. Der Sinn und das Glück seines Lebens muß sich im Diesseits erfüllen.

3. Das Streben nach eigenem Glück muß aber zunächst, da der Mensch ein Wesen ist, das schlechterdings nur im Zusammenschluß mit anderen sich erhalten und nur in der Gemeinschaft gedeihen kann, dazu drängen, die Grundordnungen der Gesellschaft als allgemein verpflichtend zu respektieren. Ja noch mehr: sein eigenes richtig verstandenes Interesse muß ihn dahin führen, seine ganze Befriedigung in der Hingabe an die wahren Zwecke der Gesellschaft und in der Förderung des Gedeihens derselben zu suchen. Darauf weist ihn auch das in seiner Naturanlage vorhandene Mitleidgefühl und das ebenfalls in der gefunden Menschennatur angelegte Bedürfnis hin, seinem Dasein einen Wert zu verleihen.

4. Der Staat als weltlicher ist loszulösen von dem nicht mehr zeitgemäßen Bewußtsein mit religiösen Vorstellungen und Einrichtungen. Nicht befangen, in Vertretung bebüßter Realisierung (Bewirkung) einer bestimmten Weltanschauung Andersdenkenden zu verewaltigen oder auch nur zurückzusetzen, wird er insbesondere über die Religionsgemeinschaften lediglich im Interesse der Staatszwecke eine sorgfältige Aufsicht üben, fernwegs darüber hinaus in deren innere Verhältnisse eingreifen. Die Religionsgemeinschaften haben in die Stellung sich selbst erhalten, vom Staate nicht subventionierter (amtlicher) Privatgesellschaften zurückzutreten. Alles in den öffentlichen Einrichtungen der Weltlichkeit des Staates Widersprechende (Eid mit religiösen Formeln, religiöse Symbole und Handlungen im Zusammenhang mit staatlichen Institutionen usw.) muß verschwinden. Die Staatschule ist die weltliche Schule mit menschlich-natürlich begründetem Moralunterricht. Auf der sittlichen Bildung ihrer Glieder beruht die Selbstgenügsamkeit der Gesellschaft als Nichtbedürfnis der Stätte durch religiöse Bahndorstellungen. —

Fünf Beweise für die Nichtexistenz Gottes.

Von Dr. Jules Carret, Chambéry.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von P. H. Mattner, Basel.

Nachdruck verboten.

V.

Beweis vermittelt der Nichtexistenz der Seele.

Was ist die Seele?

In alter Zeit war die Seele das, was belebt, was das Leben ausmacht. Die Tiere als belebte Wesen hatten notwendigerweise Seele.

Die Genesis sagt: „Ihr werdet kein Fleisch mit seiner Seele, d. h. mit seinem Blute essen.“

Die Bibel Sirus V., die vom Tridentiner Konzil als authentisch erklärte Bibel, schreibt vor (Revelatus XVII, 13), das Blut der Tiere zu vergießen, ehe man ihr Fleisch ißt, und fügt sofort hinzu (Revelatus XVII, 14): denn die Seele alles Fleisches ist in dem Blute (Anima enim omnis carnis in sanguine est).

Die protestantischen Bibeln, welche weniger gefälscht sind, als die katholischen, drücken sich an derselben Stelle ebenso aus mit dem Zusatz: „Das ist seine Seele“.

Die Seele war auch der Aemhauch. Als Gott den ersten Menschen aus dem Schlamm der Erde geformt hatte, hauchte er ihn an und gab ihm so das Leben (Genesis II, 7).

Plato hatte vor nahezu 23 Jahrhunderten angenommen, daß unsere Seele aus zwei Teilen besteht, der animalischen Seele und der vernünftigen Seele.

Sehr spät, im 14. Jahrhundert, wurden die Scholastiker ein wenig zu Platonikern; sie meinten, ein jeder von uns sei im Besitz von zwei Seelen, einer animalischen und einer vernünftigen Seele. Die letztere, sagten sie, besitzt genau die Gestalt des Körpers. Sogar das 15. ökonomische Konzil erklärte, „die vernünftige Seele sei ihrem Wesen nach die Gestalt des menschlichen Körpers“ und verhängte den Kirchenbann über jeden, der es wagen sollte, das Gegenteil zu behaupten.

Zu dieser Zeit glaubte man fest an Paradies und Hölle, man sprach sogar schon vom Fegfeuer; aber man glaubte immer noch, die Menschen fämen in das Paradies oder in die Hölle erst nach der Auferstehung der Toten, welche das Credo als „Auferstehung des Fleisches“ (carnis resurrectionem) bezeichnet; d. h. nach dem Ende der Welt und nach dem allgemeinen Gericht, welches Gott im Tale Josaphat abhalten wird. Sicherlich würden die auferweckten Leiber auch Seelen haben, da sie auferweckt, also lebendig sind, aber nicht ihre alten Seelen; die Christen hatten nicht die Vorstellung von einer Persönlichkeit der Seelen. Ebenjowenig hatten sie die Vorstellung von Freuden und Leiden der Seelen; diese waren nur das Leben der Körper. Die Belohnungen und Züchtigungen betrafen wesentlich die Körper.

Das gefürchtete Jahr 1000, welches den Tod des Weltalls bringen sollte, war längst vorüber; die Christen

*) Wir entnehmen diese Ausführungen dem Oktoberheft der Zeitschrift „Der Monismus“, Verlag des Deutschen Monistenbundes.